

Eva Pfaff

„Jetzt muss ich zusehen, dass ich diese Schlagzahl weiter einhalten kann“

Interview mit Barbara Rittner, Fed-Cup-Teamchefin und Nachwuchstrainerin des Deutschen Tennis Bundes (DTB)

Barbara Rittner war von 1989 bis 2004 Tennisprofi auf der WTA-Tour und feierte dort viele Erfolge. Kurz nach Ende ihrer Sportlerkarriere unterschrieb sie einen Zweijahresvertrag beim Deutschen Tennis Bund und ist seit dem 1. Januar 2005 neue Fed-Cup-Chefin. Damit ist sie die erste Bundestrainerin in der Geschichte des Deutschen Tennis und wird mit ihrem Team den Kampf um die Rückkehr an die Weltspitze im Mannschaftstennis bestreiten.

Das Besondere an diesem Interview ist die Mischung aus lebendigen Erfahrungen aus ihrer aktiven Karriere und dem erfrischend offenen und forschenden Einstieg in das Trainergeschäft.

Eingegangen: 13.12.2005

In der Öffentlichkeit ist bekannt, dass Sie seit 2005 Fed-Cup-Teamchefin sind.

Ja, ich habe einen Vertrag für den Fed-Cup über 60 Tage. Ich wollte vorsichtig an die neue Aufgabe als Teamchefin herangehen und dafür reichen die 60 Tage einigermaßen aus. Sie decken die Grand-Slams und die deutschen Turniere ab, und das genügt, um einen guten Kontakt mit den Top-Spielerinnen zu halten. Als Teamchefin sollte ich einfach wissen, wie das Training läuft, mit wem sie zusammen arbeiten und wie sie in Form sind. Außerdem können mir die Spielerinnen jederzeit als Ansprechpartnerin Fragen stellen und bekommen eine Meinung, die auf 15 Jahren Tour-Erfahrung gründet.

Aber soweit ich verstanden habe, ist das Amt der Teamchefin nur ein Teil Ihrer Aufgaben im Deutschen Tennis.

Zusätzlich engagiere ich mich im Nachwuchsbereich. Aber das wollte ich erst einmal davon abhängig machen, wie ich akzeptiert werde und ob mir die Arbeit Spaß macht. Und das hat eigentlich einen Lauf genommen, den ich so nicht erwartet hätte. Diese Aufgabe macht mir riesigen Spaß und diese Arbeit ist eigentlich noch viel intensiver als die als Teamchefin.

Blicken wir noch einmal zurück in der Chronologie: Ihr Einstieg in das Trainergeschäft folgte direkt nach der Tenniskarriere. Wie kam es dazu?

Vor gut zwei Jahren hatte mich DTB-Präsident von Waldenfels schon einmal gefragt, ob ich mir die Arbeit als Teamchefin vorstellen könne. Beim Fed-Cup beobachtete er mich als Spielerin – da habe ich ganz gut gespielt, und er hatte sich wohl gedacht: „Wenn sie mal aufhört, kann sie das ja machen“.

Später – da war ich über längere Zeit verletzt – wurde ich gebeten, als Betreuerin bei der Qualifikation der Australian Open auszuhelfen. Das war eine komische Erfahrung. Mit den Spielerinnen kam ich zwar teilweise gut aus, aber sie waren irgendwie verwirrt und konnten sich keinen Reim auf mein Engagement machen. Irgendwo war ich noch Konkurrentin und gegen die ein oder andere hatte ich ja noch gespielt. 2004 habe ich noch einige Turniere gespielt, aber die Verletzung ging nicht weg. Die US



Imago/Weckelmann

Open waren dann mein letztes Turnier und so habe ich mich entschieden, das Angebot als Fed-Cup-Teamchefin anzunehmen. Für mich war es ein fließender Übergang vom Profi- ins Trainergeschäft. Gleich nach Karriere-Ende sollte ich noch den Trainerschein machen und dann fing die Arbeit an. Ich bin froh, so reibungslos von der einen Aufgabe in die andere gekommen zu sein.

Das war eine mutige Entscheidung. Kamen irgendwann einmal Zweifel auf?

Mutig war es schon, und gleich als es öffentlich wurde, kamen schon diverse Kommentare auf wie „Unter der spiele ich keinen Fed-Cup mehr“. Da gab es einige Missverständnisse und Trotzreaktionen. Auch ich hatte Bedenken, und Präsident von Waldenfels meinte, mein direkter Einstieg in das Geschäft sei wie ein Sprung ins kalte Wasser.

Wurde Ihr Einstieg in das Trainergeschäft entsprechend vorbereitet?

Ich habe zunächst einmal eine Pressekonferenz gegeben. Es war mein Wunsch, mich gleich zu präsentieren und meine Vorstellungen und Ziele klar zu machen. Dort habe ich auch einen Appell an die Trainer, die Eltern und an vermeintli-

Ein 'guter Draht' zu ihren Spielerinnen ist Barbara Rittner in ihrer Funktion als Fed-Cup-Teamchefin ein besonderes Anliegen.

Imago/ExSpo

che Kritiker gerichtet, mir eine Chance in dieser Position zu geben und sich meine Arbeit erst einmal ein Jahr lang anzuschauen.

Mit wem arbeiten Sie zusammen, um Ihre vielfältigen Aufgaben zu bewältigen?

In relativ kurzer Zeit habe ich mir ein gutes Umfeld geschaffen. Für die Aufgaben im Fed-Cup und mit dem Nachwuchs braucht man gute Leute, man kann da wirklich nicht alles alleine machen. In dieser Hinsicht bin ich als Trainerin wesentlich offener geworden als ich es als Spielerin war.

Ein ganz wichtiger Freund und Helfer ist der Mannschaftsarzt Ulf Blecker. Er ist einer meiner engsten Freunde, er braucht mich nur anzugucken und weiß, wie es mir geht bzw. wo der Schuh drückt. Beim DTB arbeite ich sehr eng mit dem Sportdirektor Klaus Eberhard zusammen. Er gibt mir genügend Freiraum und unterstützt mich bei meinen Aufgaben.

Im Nachwuchsbereich kooperiere ich mit Ute Strakerjahn, die die jungen Spielerinnen acht bis zehn Wochen im Jahr bei Lehrgängen und Turnieren begleiten wird. Auch ich kann einiges von ihr lernen, und wir tauschen uns oft über technische Dinge aus. Während ich ein Auge für die Taktik im Profitennis habe, steht sie mir aufgrund ihrer jahrelangen Erfahrung als Trainerin bei technisch besonders kniffligen Fragen hilfreich zur Seite. Insgesamt ergänzen wir uns in der Nachwuchsarbeit wirklich gut und wir möchten durch eine enge Zusammenarbeit den Übergang von einer Altersklasse zur nächsten

bei den Jugendlichen – und später zum Profitennis – fließend gestalten. Da ich auch für den Nachwuchs zuständig bin, gehört es ebenfalls zu meinen Aufgaben, den Überblick über alle Altersklassen zu haben.

Ich bin positiv überrascht, wie Sie das anpacken. Und in dieser Position wirken Sie ganz anders, offener – wie eine Dienstleisterin. Der Druck, den Sie sicherlich haben, scheint ein anderer zu sein als während Ihrer Karriere als Spielerin.

Bei meiner Rolle im Fed-Cup ist mir etwas aufgefallen, das mir nicht bewusst war. Zu Zeiten von Steffi Graf und Anke Huber war ich immer als „nette Ersatzspielerin“ dabei. Ein paar Mal habe ich gespielt, stand aber nie in der Verantwortung. Dann gab es so einen Knackpunkt – von der Ersatzspielerin wurde ich zur Nr. 1. Mit dieser Situation war ich völlig überfordert und spielte mein schlechtestes Tennis. Von diesem Moment an dachte ich: „Das war eine riesige Chance, und du hast sie überhaupt nicht genutzt“.

Ab 2001 hatte ich dann die Verantwortung. Ich war eine der Ältesten – oder die Älteste – und Bindeglied zwischen Trainer und Mannschaft. Da habe ich herausgefunden, dass ich mit der Aufgabe und der Verantwortung wachse.

Und genau das passiert jetzt auch: Als Fed-Cup-Teamchefin stehe ich voll in der Verantwortung und übernehme sie auch für die Nachwuchsarbeit und Lehrgänge. Als Spielerin konnte ich mich einfach zurückziehen, aber jetzt muss ich diese Rolle mit allen Konsequenzen ausfüllen und auch lernen, über negative Erfahrungen zu reden.

Welche Ansätze können Sie von Ihrer aktiven Zeit auf die heutige Arbeit übertragen?

Ich habe mir Gedanken gemacht zu der Frage: „Was ist bei mir gut gelaufen?“. Als ich in den Tenniszirkus eingestiegen bin, arbeitete Klaus Hofsäss nach dem Motto „Konkurrenz belebt das Geschäft“. Damals wurde ein Junior-Fed-Cup-Team gegründet, und ich war eine von sechs Spielerinnen, von denen drei unter die ersten 50 auf der Weltrangliste kamen. Wir bekamen keinen eigenen Trainer, sodass ich mich z.B. im Alter zwischen 16 und 18 Jahren Anke Huber, die schon ein ganzes Stück weiter war, und ihrem Trainer Boris Bresqvar anschließen durfte. Von dieser Konstellation haben beide profitiert – Anke hatte ständig jemanden im Nacken und wurde dadurch motiviert, und ich konnte mir Vieles abschauen. Dieser Konkurrenzkampf – das habe ich auch im Fed-Cup bei meinen Spielerinnen gesehen – stachelt die Athleten zu besseren Leistungen an.

In einem gesunden Konkurrenzkampf spielt auch das Training untereinander eine große Rolle. Dabei sollte man von der Denkweise wegkommen, man müsse immer mit Besseren trainieren, um besser zu werden. Die Top-Frauen können ja noch mit Männern trainieren, wobei hier das Argument von Steffi Graf ins Spiel kommt, die sagte: „Wenn ich zu viel mit Männern trainiere, habe ich ein Problem, gegen



Frauen zu spielen“ – das ist einfach ein ganz anderes Tennis. Auch die Damen-Weltklasse trainiert viel untereinander, aber auch mit schwächer eingestuften Spielerinnen zwischen Weltranglistenplatz 50 und 100. Es ist ein Geben und Nehmen, und es profitieren immer beide.

Jetzt haben wir über die Tennisprofis gesprochen – warum bemühen Sie sich so sehr um die Nachwuchsarbeit?

Weil es mir unheimlich viel Spaß macht und ich dort die größte Lücke sehe. Viele hängen beim Übergang von der Jugend ins Damentennis in der Luft und wissen gar nicht, wie sie den nächsten Schritt angehen sollen. Ich möchte den angehenden Profis einen Anhaltspunkt liefern und das Gefühl geben: „Ich glaub’ an dich!“.

Können Sie die Situation dieses Übergangs ein wenig näher beschreiben. Haben wir denn gute Jugendliche?

In der Nachwuchsarbeit mit den 16- bis 18-Jährigen sehe ich die größte Lücke und gleichzeitig das größte Potenzial. In der Jugend ist das deutsche Tennis sowohl im männlichen als auch im weiblichen Bereich sehr gut. D. h., wir gewinnen regelmäßig die internationalen Mannschaftswettbewerbe, die Cups in den Altersklassen U14 und U16. Darauf folgt der Übergang von der Jugend in den Nachwuchs bis in den Damenbereich, also zu den Profis, und da frage ich mich, warum das nicht besser gelingt.

Ist das nicht in vielen Sportarten ein Problem? Welche Ursachen bzw. Maßnahmen gibt es für den Übergang im Tennis?

Unsere Jugendlichen spielen gutes Tennis, und es wird ihnen geraten, Profi zu werden. Aber sie wissen gar nicht, wie das geht und was es bedeutet. Hier gilt es, erst einmal aufzuklären, zu reden und zu planen. Da geht es z.B. um die Auswahl von Turnieren; mit welchen Turnieren fängt man, wie gesund ist die Mischung zwischen Jugend- und Damenturnieren? Soll eine Spielerin nationale oder internationale Turniere spielen?

Wichtig ist auch die Vorbereitung, d.h. die Trainingsmöglichkeiten und damit die Frage: „Wie können die Spielerinnen miteinander trainieren oder wo geht das?“. Ich möchte den gesunden Konkurrenzkampf wieder aufflammen lassen. Den gab es eine Zeit lang überhaupt nicht mehr, weil nur auf ein oder zwei Mädchen gesetzt wurde und die anderen in die Röhre guckten. Dass sie gemeinsam trainieren und wir so eine Art Leistungszentrum anbieten können, war mir von Anfang an ein Anliegen. Diese Möglichkeiten bestehen seit kurzem durch die Kooperation mit dem Württembergischen Tennis Bund und der zuständigen Verbandstrainerin Christina Singer in Stuttgart. Da werden wir die Nachwuchsspielerinnen öfter zusammen holen und, wenn möglich, auch die eine oder andere Dame als Vorbild und Trainingspartnerin dazu bitten.

Die Nachwuchsspielerinnen sollen sich gegenseitig aufbauen. Wenn eine der Trainingskolleginnen ein gutes Turnier spielt, sagen die anderen: „Mit der haben wir letzte Woche trainiert“, und wenn sie die Spielerin vielleicht noch im Training geschlagen haben: „Das können wir auch“. Da entsteht eine ganz andere Art von Motivation, bei der sich die Spielerinnen gegenseitig anspornen. Das ist die Philosophie hinter den Maßnahmen und das wird das deutsche Damentennis sicher einen großen Schritt voran bringen.

Das beantwortet die Frage des Übergangs zum Teil. Gibt es noch mehr Gründe, warum dieser Umstieg vom Jugend- in den Damenbereich so schwierig ist?

Ein weiterer Grund ist die Ausrichtung der Verbände auf die Jugendarbeit. Die Jugendlichen werden bis zum Alter von 16, 17 Jahren wirklich gut gefördert und trainieren bald jeden Tag dort. Nur, das Training findet am Nachmittag statt, weil sie morgens noch zur Schule gehen. Und dann sagt z. B. eine 16-Jährige: „Ich wer-

„Als Spielerin konnte ich mich einfach zurückziehen, aber jetzt muss ich diese Rolle mit allen Konsequenzen ausfüllen und auch lernen, über negative Erfahrungen zu reden.“

„In einem gesunden Konkurrenzkampf spielt auch das Training untereinander eine große Rolle. Dabei sollte man von der Denkweise wegkommen, man müsse immer mit Besseren trainieren, um besser zu werden.“

„In der Nachwuchsarbeit mit den 16- bis 18-Jährigen sehe ich die größte Lücke und gleichzeitig das größte Potenzial.“

de jetzt Profi und gehe nach der Mittleren Reife auf Tour“. Darauf lässt sie sich ein Jahr von der Schule beurlauben und probiert, sich voll auf das Tennis zu konzentrieren. Und da kann kaum ein Verband einen solchen Zeitaufwand für eine Spielerin betreiben. Dann müsste man ja fast einen Trainer für diese Person abstellen, um 4 oder 5 Stunden täglich mit ihr zu arbeiten. Das ist auch ein finanzielles Problem. Und die Eltern haben selten die Möglichkeit zu sagen: „Wir zahlen jetzt für den Trainer X, der coacht unsere Tochter 6 Stunden am Tag und geht mit ihr 20 Wochen pro Jahr auf Reisen“. Und an dieser Stelle hängen unsere Spielerinnen ein bisschen in der Luft, weil sie u. a. nicht wissen, wie sie das finanzieren sollen. Andererseits müssen die Verbände an dem Punkt auch loslassen, weil sie die Mittel nicht haben, um den angehenden Profis einen Betreuer an die Hand zu geben. Ich glaube, das ist das größte Problem dieser Nachwuchsspielerinnen, die bei der Turnierspielerei auf sich allein gestellt sind und quasi in der Luft hängen.

Wenn eine Spielerin dann keinen Erfolg hat, zieht sie sich runter, die Motivation geht zurück und dann hört sie vielleicht ganz auf. Das darf nicht „das Ende vom Lied“ – bzw. unserer intensiven Förderung – sein. Da müssen wir mehr Unterstützung anbieten können.

Auf der Weltrangliste steht wieder eine deutsche Spielerin unter den ersten 20. Wie sieht es mit dem Nachwuchs aus? Wie beurteilen Sie das Potenzial im DTB?

Ich glaube, mit dem Leistungszentrum Stuttgart haben wir einen ersten wichtigen Schritt getan. Aber das dauert natürlich, und es ist schwierig, alle unter einen Hut zu kriegen. Die Lücke zwischen den erfolgreichen Jugendlichen und den Profis in der Weltrangliste muss noch geschlossen werden. Meiner Meinung nach besitzen die Jüngeren das spielerische Potenzial und könnten bei Grand-Slams in der Qualifikation mitspielen. Aber körperlich sind sie ziemlich weit hinterher. Gemessen an den Schlägen und einzelnen Sätzen, können sie zwar mit unseren Fed-Cup-Spielerinnen mithalten, aber eben nur für einen Satz.

In diese Richtung müssen wir arbeiten und uns vielleicht ein Beispiel an den Russinnen nehmen. Die „beißen“ viel mehr und sind fleißiger. Bei den Lehrgängen fiel schon der eine oder andere härtere Ton, und in den Abschlussgesprächen wurden klare Worte gesagt. Worum es geht, haben unsere Spielerinnen inzwischen verstanden, und ich glaube, wir haben vieles für die Spielerinnen verändert und sind auf dem richtigen Weg.

Stoßen Ihre Ideen und Impulse bei den Verbänden und beim DTB auf Gegenliebe?

Bisher kommt meine Arbeit ganz gut an. Ich bin das auch sehr vorsichtig angegangen und habe erst einmal Lehrgänge gemacht, die immer gut besucht waren. Nach dem Motto „Gebt mir einfach die Chance“ habe ich mich an die Verbände gewandt und den intensiven Kontakt zu den Verbandstrainern gesucht. Mit denen möchte ich kooperieren, und sie sollen das Gefühl haben, eingebunden zu werden.

Das bedeutete viele Telefonate, viele Treffen und Besuche auf Verbandstrainer tagungen – überall habe ich mich sehen lassen, mich mit den Trainern ausgetauscht und versucht, meine Pläne und Ziele klar zu machen. Die Verbandstrainer sind sehr wichtig für der Entwicklung der Spielerinnen, sie machen die Basisarbeit, und daher will ich eine gute Zusammenarbeit anstreben.

Wie arbeiten Sie mit den Heimtrainern zusammen?

Nach jedem Lehrgang melde ich mich bei den zuständigen Trainern und gebe ihnen ein Feedback zu ihrer Spielerin. Außerdem nehme ich ohne Absprache mit dem Trainer keine Veränderungen vor. Ich stimme mich erst mit dem Trainer ab, um etwaige Missverständnisse zu vermeiden. Das tue ich selbst dann, wenn ich mir bei Korrekturen ganz sicher bin – das ist für mich auch eine Frage des Respekts.

Wie würden Sie Ihren Stil als Trainerin beschreiben?

Meine Art oder mein Stil ist einerseits freundschaftlich und in gewisser Weise bin ich wie eine große Schwester. Andererseits glaube ich, dass ich autoritär bin und beim Training und den Übungen eine gewisse Härte habe. Ich kann auch schon mal ein bisschen lauter schreien.

Ich hatte überlegt, ob die Jugendlichen durch Siezen mehr Respekt hätten, aber damit würde ich mich nicht wohl fühlen. Sie haben alle Respekt und kennen mich auch noch als Spielerin, was für mich von Vorteil ist.

Wie kann man sich einen freundschaftlichen Stil vorstellen? Welche Art von Verhältnis haben Sie zu den Spielerinnen?

Mit den Mädchen möchte ich einen vertrauensvollen Umgang aufbauen, und die Jüngeren sollen mich früh kennen lernen. Die Spielerinnen können jederzeit kommen. Ich möchte ein gutes Vertrauensverhältnis und das Gefühl haben, ich komme an die Spielerin ran. Das gelingt natürlich nicht immer, weil die eine oder andere ihren eigenen Trainer als Vertrauten hat und auf diesen fixiert ist. Das ist auch in Ordnung und muss akzeptiert werden – dennoch können wir auf dem Tennisplatz sehr effektiv zusammen arbeiten.

Wie ist denn Ihr persönlicher Bezug zu den Spielerinnen? Kennen Sie die Eltern, das Umfeld?

Es gibt einen Kreis von 10 bis 15 Spielerinnen von 16 Jahren aufwärts, die ich intensiver betreue. Bei denen weiß ich, was die Eltern machen, wo sie wohnen, mit wem und wie viel sie trainieren. Außerdem weiß ich sie persönlich einzuschätzen – ob sie z. B. eher sensibel oder verschlossen sind.

Ich beschäftige mich sehr mit den Spielerinnen und lasse einen Fragebogen ausfüllen. Darin werden einige grundsätzliche Dinge erhoben, z. B. wie sie zu Hause trainieren, wer ihre Vertrauensperson oder ihr Ansprechpartner ist, wo sie wohnen etc. Außerdem – und das ist für mich besonders interessant – frage ich nach den Zielen und Träumen der Spielerinnen. Zu diesen Fragen sollen sie eine kleine Beschreibung zu Papier bringen. Dadurch lerne ich sie und ihre Gedanken besser kennen. Diese vertraulichen Informationen ergeben zusammen mit dem Verhalten im Training und bei Turnieren ein gutes Bild von einer Spielerin.

Wie funktioniert Ihr Verhältnis zu den Eltern der Spielerinnen?

Man sollte meinen, dass die 18-Jährigen schon auf eigenen Füßen stehen, aber das ist nicht so, das ist ein Trugschluss. Sie sind noch abhängig von den Eltern, und diese vertreten grundsätzlich die Meinung: „Die Dinge müssen schon mit uns besprochen werden und nicht mit unserer Tochter“. Wenn ich mit der Tochter einen Turnierplan abspreche, dann heißt das also noch lange nicht, dass er so eingehalten wird – die Eltern wollen gefragt werden und entscheiden mit.

Das verstehe ich. Eltern sollen ihre Kinder schützend begleiten. Wo sehen Sie die Grenzen im Leistungssport?

Klar, bis zum Alter von 18 Jahren sind die Spielerinnen von ihren Eltern abhängig. Aber es zeigt sich auf dem Platz, ob eine Spielerin Verantwortung übernehmen und eigene Entscheidungen treffen kann. Die Erziehung zu mehr Selbstständigkeit in Sachen Leistungssport ist einfach nötig und sollte von den Eltern gefördert werden.

Wenn die Spielerinnen im Leben alles abgenommen bekommen, wie sollen sie dann auf dem Platz Entscheidungen treffen? Dann kommt es zu der Situation, dass sie von den Eltern ständig Ratschläge hören wollen bezüglich der Frage, was sie jetzt machen sollen. Dieses Verhalten dokumentiert die Abhängigkeit oder Unselbstständigkeit einer Spielerin.

Die Athleten selbstständiger zu machen, daran arbeiten wir auch, und das ist meine schwie-

„Unsere Jugendlichen spielen gutes Tennis, und es wird ihnen geraten, Profi zu werden. Aber sie wissen gar nicht, wie das geht und was es bedeutet.“

„Wenn die Spielerinnen im Leben alles abgenommen bekommen, wie sollen sie dann auf dem Platz Entscheidungen treffen?“

„Die Athleten selbstständiger zu machen, daran arbeiten wir auch, und das ist meine schwierigste Rolle, vielleicht sogar die größte Herausforderung.“

„Schon bevor es richtig los ging, habe ich es geschafft, total zerstrittene Leute, die nicht teamfähig zu sein schienen und sagten, sie wollten nicht mehr für den DTB spielen, zusammen zu führen.“

rigste Rolle, vielleicht sogar die größte Herausforderung.

Fällt diese Art der Förderung – die Ablösung von den Eltern – auch in Ihren Aufgabenbereich?

Für mich ist es auch eine Frage des Respekts, dass die Eltern lernen, loszulassen und der Trainerin Vertrauen zu schenken. Ihnen muss einfach klar sein, dass sie ihre Tochter in Sachen Tennis und Leistungssport in kompetente Hände geben. Wir geben uns alle Mühe, aus ihren Töchtern gute Tennisspieler zu machen und sie persönlich weiter zu entwickeln. Dieses Vertrauen stellt die Grundlage für unsere Arbeit dar, und das bedeutet keinesfalls, dass Eltern ihre Kinder aufgeben sollten oder dass wir sie zu Hause rausreißen würden. Die Erziehung zur Eigenverantwortung und zur Selbstständigkeit ist eine ganz normale Aufgabe, die gerade vom Leistungssport gefordert, aber auch durch ihn gefördert wird.

Kennen Sie „Idealeltern“? Wie sehen die Eltern aus, die ihr Kind in den verschiedenen Altersstufen betreuen?

Ich glaube, es gibt zwei Arten von Idealeltern, die man im Tennis finden kann. Leider haben wir aber zu 90 Prozent Fälle, die genau dazwischen liegen und bei der Entwicklung nicht unbedingt weiterhelfen. Auf der einen Seite gibt es Fälle wie Steffi Graf oder Martina Hingis, bei denen ein Elternteil so viel Kompetenz hat und die Bindung so eng ist, dass die Betreuung von Anfang an bis zur Profikarriere funktioniert. Die Eltern nehmen die Aufgaben selbst in die Hand und gehen das Thema Leistungssport gemeinsam mit der Tochter an. Das geht bis zu dem Zeitpunkt gut, ab dem „das Kind“ eigene Wege gehen möchte.

Die andere Variante ist die, wo die Eltern lernen, ab einem gewissen Punkt loszulassen. In welchem Alter das geschieht, hängt von der Spielerin und ihrer Bereitschaft dazu ab – aber bis zum Alter von 16 Jahren sollte es spätestens passieren. Bis dahin sollten die Eltern ihre Tochter einem Trainer oder einem guten leistungssportlichen Umfeld anvertrauen. Natürlich können sie sich das kritisch anschauen, denn als Erziehungsberechtigte tragen sie auch weiterhin die Verantwortung.

Und was bedeutet das Anvertrauen dann?

Wenn Eltern sagen: „Frau Rittner, wir haben ein gutes Gefühl und wir geben unsere Tochter sportlich in ihre Hände“, dann kann die professionelle Arbeit beginnen. Gleichzeitig zeugt das vom Respekt der Eltern und unterstreicht die Kompetenz der Trainerin. Es bedeutet auch: „Tennis und Training sind euer Part, wir sind weiter Erziehungsberechtigte und wir sorgen dafür, dass es unserer Tochter gut geht, und wir sind da, wenn sie uns braucht“.

Damit liegt die Verantwortung bei der Person, die die jeweilige Kompetenz hat. In diesem Fall lassen die Eltern los und stellen ihre eigenen Bedürfnisse hinten. Ihr Handeln richtet sich an den Bedürfnissen der Tochter aus und berücksichtigt, was die Tochter will. Das können nur wenige.

Sie hatten vorhin von Kompetenz bei den Eltern gesprochen. Was macht Eltern kompetent genug, um die Tochter oder ihr Kind so eng zu begleiten?

Das ist eine schwierige Frage. Aber sie wird meiner Meinung nach durch den Erfolg beantwortet. Also, so lange die Betreuung funktioniert und so lange die Kombination Erfolg hat, ist es richtig. Egal, ob Außenstehende das für gut halten oder was sie sagen oder denken.

Wenn der Erfolg ausbleibt, weniger wird oder die Konkurrenten immer mehr aufholen, müssen die Eltern sich einfach überlegen bzw. erkennen: „O.K., ich war bis jetzt als Eltern- und als Trainerteil gut genug, aber nun ist der Zeitpunkt gekommen, loszulassen“. Aus dieser Erkenntnis sollten sie dann Konsequenzen ziehen und ihre Tochter in die richtigen Hände geben, damit sie sich als Spielerin weiter entwickeln kann.

Wenn Sie ein Zwischenfazit nach dem ersten Jahr als Fed-Cup-Teamchefin ziehen – sind Sie mit Ihrer Arbeit zufrieden?

Ja, ich bin sehr zufrieden, und das beruht nicht nur auf dem Erfolg des Fed-Cup-Teams, an dem ich gemessen werde. Besser hätte es nicht laufen können, es war ein sehr guter Einstieg. Schon bevor es richtig los ging, habe ich es geschafft, total zerstrittene Leute, die nicht teamfähig zu sein schienen und sagten, sie wollten nicht mehr für den DTB spielen, zusammen zu führen.

Im ersten Vierteljahr hat mich das viel Kraft gekostet. Da gab es viele Gespräche und ich musste die Spielerinnen und ihr Umfeld überzeugen. Die Belohnung für diese Arbeit und das Team kam bei der ersten Fed-Cup-Begegnung gegen Indonesien in Essen. Diese Woche konnte – gemessen an unserem Auftritt als Team und an dem Spaß, den wir hatten – nur gut werden. Das Fed-Cup-Team war zusammengewachsen, und es war eine runde Sache: Wir haben gewonnen, hatten gutes Wetter, alles lief wunderbar – ein gelungener Einstieg. In Kroatien haben wir noch einen drauf gesetzt. Bemerkenswert war da, wie eine Anna-Lena Grönefeld in die Rolle als Führungsspielerin hineingewachsen ist; das hat sie super gemacht. Mit diesem Sieg sind wir in die Weltgruppe aufgestiegen, und was 2006 passiert, werden wir sehen.

Das hört sich ein bisschen nachdenklich an – gehört die Tennisation Deutschland nicht in die Weltgruppe?

Ich freue mich, dass wir in der Weltgruppe an-

gekommen sind. Aber die Erwartungen sind jetzt schon groß und machen mich in der Tat ein bisschen nachdenklich. Der Druck wächst mit den Erfolgen, und ich weiß nicht, ob wir die hohen Erwartungen erfüllen können. Schließlich spielen wir gegen die Amerikanerinnen und das wird – auch wenn wir zu Hause spielen – schwer.

Auf das Heimspiel freue ich mich schon, weil man sich gut präsentieren kann. Beim Fed-Cup spielen viele Dinge eine Rolle, und ich hoffe nur, dass sie nicht komplett kommen. Mir würde es reichen, wenn eine der Top-Amerikanerinnen kommt – das wäre mein Wunsch. Dann werden wir uns super vorbereiten, gut trainieren ... und mal sehen, wie wir die ärgern können. Aber warum sollen wir sie zu Hause nicht schlagen?

Wie beurteilen Sie die anderen Aufgaben aus dem vergangenen Jahr?

Was das Deutsche Tennis und die Nachwuchsförderung angeht, habe ich im vergangenen Jahr einen sehr guten Überblick gewonnen. Das hatte ich mir auch so vorgenommen. Ich wollte herausfinden, wie es bei der Jugend aussieht, wen es gibt, was da passiert, wie die Eltern sind, wie die Trainer und wie welcher Verband arbeiten.

Jetzt kann ich sagen, wo einigermaßen gut gearbeitet wird und wo sie aufgerüttelt werden müssen. Diese Informationen sind grundsätzlich wichtig für mich und sie bilden die Basis meiner Arbeit. Ich weiß jetzt, welche Verbandstrainer welche Rolle spielen, und ich weiß, in welchen Verbänden es schon mal Ärger gibt.

Und wie sieht Ihr Verhältnis zum DTB aus, was ist da passiert?

Im Laufe der Zeit habe ich auch die Strukturen innerhalb des DTB kennengelernt und herausgefunden, wo es hakt oder zäh läuft und wo man nur schwer weiter kommt. Und ich habe gelernt, wo meine Grenzen sind oder wo mich nichts umwerfen kann.

Auf diesem Weg musste ich auch Enttäuschungen hinnehmen, und es gab sogar Zeiten, wo ich gesagt habe: „Ich höre auf, die können das selber machen“. Aber das waren nur kurze Phasen, denn insgesamt überwiegt die Freude an meinen Aufgaben, und ich möchte das Damtennis weiterbringen. Und wenn ich Dinge zum Positiven verändern kann, dann lohnt sich mein Einsatz auf jeden Fall. Die Erlebnisse aus dem Fed-Cup und die Erfolge motivieren mich einfach. Dazu gehört auch, dass ich mit dem Leistungszentrum in Stuttgart und einer zusätzlichen Honorartrainerin strukturell einiges bewegen konnte.

Viel mehr hätte man in so einem ersten Jahr gar nicht machen können. Also, es lief gut, und ich muss jetzt zusehen, dass ich diese Schlagzahl weiter einhalten kann.

Dazu wünsche ich Ihnen viel Glück und gutes Gelingen – das deutsche Damtennis hat es verdient!

*

Die Autorin

Eva PFAFF ist Diplom-Psychologin und DTB-A-Trainerin. Von 1980 bis 1993 spielte sie als Tennisprofi auf der WTA-Tour.
Anschrift: Friedrich-Ebert-Str. 8, 61462 Königstein
E-mail: eva-pfaff@web.de

Barbara Riffner konnte im vergangenen Jahr erste Erfolge mit ihrer jungen Mannschaft feiern.

Imago/ExSpa

